



ANDREA BARTL

**Von der Krise eines Aufklärers und der Unmöglichkeit,
die Ewigkeit beschreiben zu können.**
Albrecht von Hallers *Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit*

Vorblatt

Erstpublikation: *Von der Krise eines Aufklärers und der Unmöglichkeit, die Ewigkeit beschreiben zu können. Albrecht von Hallers „Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit“*, in: Joseph P. Strelka (Hg.): *Lyrik, Kunstprosa, Exil. Festschrift für Klaus Weissenberger zum 65. Geburtstag*, Tübingen 2004 (= Edition Patmos. Bd. 9), S. 25-40.

Neupublikation im Goethezeitportal

Vorlage: Datei der Autorin

URL:

http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/haller/unvollkommenesgedicht_bartl.pdf

Eingestellt am 3. Dezember 2009.

Autorin

Prof. Dr. Andrea Bartl

Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Professur für Neuere deutsche Literaturwissenschaft

An der Universität 5

Tel. 0951/863-2210

E-Mail: andrea.bartl@uni-bamberg.de

Empfohlene Zitierweise

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben:

Andrea Bartl: „Von der Krise eines Aufklärers und der Unmöglichkeit, die Ewigkeit beschreiben zu können. Albrecht von Hallers „Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit“, (XY). In: Goethezeitportal. URL:

http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/haller/unvollkommenesgedicht_bartl.pdf

(Datum Ihres letzten Besuches).

ANDREA BARTL

**Von der Krise eines Aufklärers und der Unmöglichkeit,
die Ewigkeit beschreiben zu können.**

Albrecht von Hallers *Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit*

Albrecht von Haller zählt bekanntlich zu den wichtigsten Vertretern aufklärerischer Lehrdichtung; in vielen seiner Gedichte, beispielsweise den *Alpen*, verfiert er Ideale aufklärerischer Kunst- und Sprachauffassung wie Klarheit, Eindeutigkeit, Ordnung oder das Primat der didaktischen Wirkungsabsicht. Und doch zeigen einige seiner Texte auch den Gegendiskurs dazu: massive Zweifel am aufklärerischen Vernunft- und Sprachoptimismus, was schließlich zu „Hallers dichterische[m] Verstummen“¹ führt. Die Haller-Forschung erklärte die ‚lyrische Krise‘ des Autors insbesondere mit dessen biographischer Situation: mit privaten Schicksalsschlägen,² den Sprachproblemen des „Bärdütscher[s]“,³ der Spannung zwischen der rational-empirischen Wirklichkeitswahrnehmung des Wissen-

¹ Alt, Peter-André: Aufklärung. Stuttgart / Weimar 1996 (= Lehrbuch Germanistik). S. 147. – Haller beschreibt dieses „dichterische Verstummen“ rückblickend selbst: „Die Verse wurden mir schwer, ich unternahm nicht leicht, in einem Tage über zehn Zeilen aufzusezen; auch diese veränderte ich, ohne ein Ende an meinen eigenen Kritiken zu finden. Auch hörte ich sehr frühe auf, einiges Vergnügen an der Poesie zu fühlen. Bis ins Jahr 1736 nahm ich nur dann und wann vor, einen Begriff auszuarbeiten, nach dieser Zeit aber griff ich niemals zur Feder, als wenn entweder ein dringender Affect ein Vergnügen fand, sich abzumahlen, oder eine Pflicht ein Gedicht von mir forderte“; Haller, Albrecht von: Gedichte. Hg. und eingeleitet von Ludwig Hirzel. Frauenfeld 1882 (= Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes. Bd. 3). S. 403.

² 1736, einen Monat nach der Ankunft Hallers in Göttingen (Haller, Gedichte, S. 158), starb seine erste Frau Mariane. Nur wenige Jahre später, 1740, verstarb auch seine zweite Frau, so daß Haller mit 32 Jahren zum zweiten Mal Witwer wurde. Ein Hang zur Melancholie sowie die anzogene Neigung des aus calvinistischem Elternhaus stammenden Autors, Trauer einsam und stumm verarbeiten zu wollen (Alt, Aufklärung, S. 139), mag dazu geführt haben, daß Haller erhebliche Schwierigkeiten hatte, diese existentiellen Verluste sprachlich zu fassen und zu bewältigen. Er versuchte es in einigen Gedichten, hörte aber bald ganz mit seiner dichterischen Produktion auf und schrieb erst wieder spät in den 70er Jahren und dann hauptsächlich seine großen Staatsromane. Vgl. dazu: Helbling, Josef: Albrecht von Haller als Dichter. Bern 1970 (= Europäische Hochschulschriften. Reihe I: Deutsche Literatur und Germanistik. Bd. 39). S. 136.

³ Guthke, Karl S.: Albrecht von Haller. In: Wiese, Benno von (Hg.): Deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts. Ihr Leben und Werk. Berlin 1977. S. 84-97. Bes. S. 94. – Haller äußerte sich selbst über mögliche „Sprachfehler“ in seinen Gedichten: „ich bin ein Schweizer, die deutsche Sprache ist mir fremd, und die Wahl der Wörter war mir fast unbekannt. Der Ueberfluß der Ausdrücke fehlte mir völlig, und die schweren Begriffe, die ich einzukleiden hatte, machten die Sprache für mich noch enger. Ich wundre mich selbst nicht, wann vieles nicht nur ungewöhnliches, sondern auch undeutsches mir entfallen ist. Meine Bemühung, mich von diesen Fehlern zu befreien, und die Verwegenheit, die ich gehabt, einen berühmten und mit der weitläufigsten Praxi über seine Kräfte beschäftigten Arzt zur Aenderung der fehlerhaften Stellen nicht ohne seine Ungelegenheit anzustrengen, zeigt genug, wie wenig ich Sprachfehler für Schönheiten ansehe“; Haller, Gedichte, S. 249.

schaftlers sowie der emotional-religiösen des gläubigen Calvinisten⁴ oder mit Hallers Selbstverständnis als Dichter. Sein Interesse gilt weniger ästhetischen Problemstellungen als vielmehr naturwissenschaftlichen, philosophischen und theologischen, die er mit seiner Lyrik zu vermitteln hofft. Die in der Aufklärung vieldiskutierten Fragen, was Literatur bewirken solle, wie ein eigener Wert des Schönen und Literarischen überhaupt vereinbar sei mit dem Primat des Prodesse, stellt sich natürlich auch Haller und kommt in theoretischen Äußerungen zu einem vernichtenden Ergebnis: „Ein Dichter, der nichts als ein Dichter ist,“ sei „für seine eigene[n] Zeiten und für seine Mitbürger [...] ein entbehrliches und unwirksames Mitglied der Gesellschaft.“ Dem übergeordnet sieht Haller den sozial wertvolleren Beruf des Arztes und fällt das apodiktische Urteil: „Ein Dichter vergnügt eine Viertelstunde, ein Arzt verbessert den Zustand eines ganzen Lebens.“⁵ Die ideale Verbindung medizinischer und poetischer Tätigkeit gestalte sich wie folgt:

Er dichtet also nur in den kleinen Zwischenräumen, in welchen der Arzt nicht wirken kann. Reisen, schlaflose Nächte, Krankheiten selber, sind die einzige Zeit, die er auf die Dichtkunst wenden kann, und so sehr wir diese in ihm lieben, so wenig lässt uns die Menschenliebe zu, seine Zeit der mitleidigsten aller Künste, der Arzneiwissenschaft, zu misgönnen.⁶

Haller wendet sich also möglicherweise mit der Erfahrung des Wissenschaftlers, der eine exakte wie eindeutige Fachsprache kennt, an das an sich mehrdeutige poetische Medium und muß enttäuscht werden. Seine Zweifel an der Sprache gehen jedoch über gattungsspezifische Probleme hinaus. Die großen Mengen an Korrekturen, mit denen Haller seine Gedichte auch Jahre nach deren Fertigstellung versieht und mit denen er dennoch nie zufrieden ist, beweisen seine Schwierigkeiten mit dem lyrischen Sprechen – und mit der Sprache generell. Das Wort bleibt, so Haller, als Ausdrucksmittel stets unzulänglich und dem Mittelmaß verhaftet, worunter ein Sprecher bzw. Schreiber mit „Geist“ und „Scharfsinnigkeit“ unweigerlich zu leiden hat.⁷ Diese selbstkritische Einsicht sowie weitere Vorwürfe an die Sprache finden sich an einigen Stellen des essayistischen Werkes, etwa in dem Diktum: „Manchen Gedanken lähmte mir der Zwang der Sprache“.⁸ Die deutsche Sprache wird von Haller als hemmende Fessel erlebt, gerade in der Lyrik. Im wissenschaftlichen Bereich setzt er sich mehrfach vehement für die internationale lateinische Sprache ein.⁹ Außerdem sei es ideal, wenn

⁴ Vgl. Alt, Aufklärung, S. 147: „Wissenschaftsgläubigkeit und Skepsis, orthodoxes Gottvertrauen und Zweifel an der vollkommenen Einrichtung der Welt, Kirchenkritik und theologischer Konservatismus, optimistisches Fortschrittsdenken und melancholische Introversion bilden die widersprüchlichen Impulse, die Hallers intellektuellen Haushalt beherrschen.“

⁵ Haller, Gedichte, S. 392.

⁶ Haller, Gedichte, S. 393.

⁷ Haller, Gedichte, S. 375ff.

⁸ Vgl. dazu ausführlicher die Bemerkungen bei: Haller, Gedichte, S. 402.

⁹ Vgl. etwa Haller, Albrecht von: Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst. Zur Charakteristik der Philosophie und Religion dieses Mannes. Frankfurt am Main 1971 [Nachdruck der Ausgabe: Bern 1787] (= Athenäum Reprints). Zweyter Theil. S. 186.

die Sprache für jeden Begriff ein fest konturiertes Wort habe; da die Anzahl der Begriffe aber ständig wachse, müsse auch die Menge der Zeichen dafür, wohl durch Neologismen, vergrößert werden: „Wie soll man diese Begriffe behandeln, wenn Worte fehlen, dieselben auszudrücken“?¹⁰ In solchen Äußerungen und insbesondere in den letzten Versen, die Haller schrieb, bevor er zu dichten aufhörte, zeigen sich bereits Auflösungserscheinungen der Aufklärung: eine umfassende Sprach- und Vernunftskepsis, wie sie erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Literatur bestimmen wird. Eine Interpretation von Hallers *Unvollkommenem Gedicht über die Ewigkeit* wird das bestätigen; um das kritische Potential dieses Textes herausarbeiten zu können, ist jedoch zunächst ein Blick auf den Kontext vonnöten: die Ewigkeit ist ein Phänomen, das zu beschreiben Hallers Zeitgenossen vielfach unternahmen.

Ein aufgeklärter Blick auf die Ewigkeit

Das *Unvollkommene Gedicht über die Ewigkeit*, 1736 entstanden,¹¹ ist Fragment geblieben; Haller selbst thematisiert das, indem er darauf hinweist, „daß alle diese Reden Einwürfe haben sein sollen, die ich würde beantwortet haben, wann ich fähig wäre, diese Ode zu Ende zu bringen.“¹² In solchen Worten, die die Rezeption des Gedichtes steuern und gleichsam den Schaden minimieren sollen, zeigt sich bereits das Eingeständnis des Scheiterns – ein Gegenstand (die Ewigkeit) sollte behandelt werden, und das Vokabular wie die dichterischen Möglichkeiten des Autors reichten nicht aus. Das ist für die Aufklärung ein Skandalon. Eine vergleichbare Aufgabe hatten andere Autoren dieser Epoche erfolgreich bewältigt. Als typisch kann hier Brockes' *Das Firmament*¹³ angesehen werden: auch in diesem Gedicht wird die Unendlichkeit des „Luft-Raums“ metaphorisch beschrieben. Das „Firmament“ wird gezeigt als grenzenlos, ohne „Ziel“ und „End“; als Hilfe, um die Unermeßlichkeit des Kosmos verbal fassen zu können, dienen – wie bei Haller – die Metaphernfelder Meer, Verschlingen und Begraben sowie Licht bzw. Dunkelheit. Orientierungshilfen, Fixpunkte fehlen, Sinneswahrnehmungen versagen („Es schwindelte mein Aug“), die Folgen sind spätestens nach Kopernikus' Schriften Ohnmachtsgefühle und Horror vacui. Und doch: trotz dieser intensiv geschilderten, existentiellen Verunsicherung wirkt Brockes' Text in pädagogischem Sinne. Die Unendlichkeit des Firmaments

¹⁰ Haller, Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst, Zweyter Theil, S. 146.

¹¹ Zu Datierungsfragen vgl. Fehr, Karl: Die Welt der Erfahrung und des Glaubens in der Dichtung Albrecht von Hallers. Eine Deutung des *Unvollkommenen Gedichts über die Ewigkeit*. Frauenfeld 1956. S. 8ff.

¹² Haller, Gedichte, S. 150.

¹³ Alle Zitate dazu in: Brockes, Barthold Heinrich: Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in Physicalisch- und Moralischen Gedichten. Bern 1970 [Nachdruck der Ausgabe des Verlages Christian Herold, 1737]. Erster Theil. S. 3.

stammt „aus Gott allein, ohn' End' und Anfang“. Der empfundene Selbstverlust, die Verwirrung und „Verzweiflung“ dienen der Selbstfindung in Gott: „Allein, o heylsams Nichts! glückseliger Verlust! / Allgegenwärt'ger GOTT, in Dir fand ich mich wieder“. Auf diese Erkenntnis läuft das Gedicht teleologisch zu; die vorher ausgemalte Bedrohung dient zu jedem Moment der religiösen Wandlung des lyrischen Ichs und damit der didaktischen Absicht des Textes. Auch gelingt es Brockes, das Phänomen „Ewigkeit“ mit Worten auszudrücken: die metaphorisch beschriebene „unendliche[], unmäßig-tiefe[] Höle“ des Firmaments wird, „wol mit Recht, ein Bild der Ewigkeiten“. Die verbale Gleichsetzung scheint aufzugehen; selbst für den menschlichen Erfahrungsreichtum nicht bestimmbar Phänomene können im Wort (über den Umweg der Metapher) eindeutig fixiert werden. Hierin ist *Das Firmament* zwar thematisch etwas abseits der meisten Gedichte über konkrete, greifbare Naturerscheinungen aus dem *Irdischen Vergnügen in Gott* gelegen, aber selbst in der unfaßbaren Weite des Alls manifestiert sich der sinnvolle Heilsplan, die Natur wird zu einem Konglomerat leicht dechiffrierbarer Zeichen für die göttliche Ordnung – insofern stimmt die Wirkungsabsicht dieses Textes mit weiteren aus dem *Irdischen Vergnügen in Gott* überein. Durch das Werk soll beim Leser eine neue Art der Wahrnehmung erzielt werden, ein – wie der Titel besagt – „Irdisches Vergnügen in Gott“, d. h. eine sittlich gemäßigte, intensive, aber leidenschaftslose Freude an der Ordnung und Schönheit dieser nach Leibniz besten aller möglichen Welten. Ein maßvoller Weltgenuß jenseits möglicher Extreme wie Askese oder Ekstase, statt dessen Kontemplation und Behagen sollen vermittelt werden, deswegen blendet Brockes auch jede außergewöhnliche oder gar bedrohliche Form der Natur aus. Der *liber naturae* ist bei Brockes „gantz deutlich“ und „klar[]“ zu lesen,¹⁴ Verstandeskraft und Bereitschaft zur Erkenntnis vorausgesetzt. Am Ende ist das lyrische Ich in der Lage, sprachlich unmißverständlich einen Lehrsatz zu formulieren. Die auch bei Haller zentrale Spannung zwischen empirischer Weltbetrachtung und religiösem Gottvertrauen löst sich bei Brockes in einer idealisierten, harmonischen Synthese auf.

Auch in weiteren Texten der Aufklärung dominiert eine solche Bewertung der Ewigkeit, nur ein Beispiel: der sterbende Cato ist trotz der von Gottsched an dessen Selbstmord geäußerten Kritik¹⁵ sicherlich ein positiv dargestellter Charakter, und wenn er seine ahnende Erfahrung der Ewigkeit konstruktiv interpretiert, soll das sicherlich auch der Zuschauer überdenken:

Ja, ja, es wohnt in uns ein göttlich hoher Trieb:
Der Himmel macht uns selbst die stete Dauer lieb,

¹⁴ „Aus dieses Welt-Buch's A B C / So viel – so schön gemahlt – so rein gezogen'ne Lettern; / Daß ich, dadurch gerührt, den Inhalt dieser Schrift / Begierig wünschte zu verstehn: / Ich konnt' es überhaupt auch alsbald sehn, / Und, daß er von des großen Schöpfers Wesen / Gantz deutlich handelte; gantz deutlich lesen“; Brockes, *Irdisches Vergnügen in Gott*, Erster Theil, S. 77.

¹⁵ Vgl. Gottsched, Johann Christoph: *Sämtliche Dramen*. Hg. von Joachim Birke. Berlin 1970 (= Johann Christoph Gottsched. *Ausgewählte Werke*. Bd. 2. Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts. Unter Mitwirkung von Käthe Kahlenberg hg. von Hans-Gert Roloff). S. 17f.

Und führt uns aus der Welt in ungleich größere Schranken.
O Ewigkeit! Du Quell entzückender Gedanken!
Durch wieviel Kümmerneiß, Bemühung, Noth und Pein,
Und Wechsel, dringet man zu deinen Thoren ein!
Dein Anblick liegt uns zwar ganz offen im Gesichte,
Man sieht sehr weit hinaus; allein bey schwachem Lichte:
Denn Schatten, Dampf und Nacht verhindern stets den Blick,
Und ziehn der Augen Stral allmählich gar zurück.
Hier will ich stille stehn. Giebt es ein höchstes Wesen;
(Jedoch Natur und Welt läßt tausend Proben lesen.
Und ruft: Es ist ein Gott!) so folgt auch zweifelsfrey,
Daß Gott der Tugend stets geneigt und gnädig sey.
Wem er nun gnädig ist, der muß auch glücklich werden.¹⁶

Es läßt sich wohl keine bessere Zusammenfassung finden, will man die von vielen Texten dieser Epoche sanktionierte Wertung des Phänomens „Ewigkeit“ darstellen. In logisch zwingender Argumentation und anhand von aufklärerischen Schlüsselbegriffen (Trieb, Licht, Tugend, Glück) wird jede chaotische Sinnlosigkeit oder Unfaßbarkeit negiert. Auch das für Hallers Gedicht wichtige Bedürfnis nach Ruhe wird angesprochen, allerdings kann in Gottscheds Text die Ruhe eindeutig als Synonym für eine christliche Todesvorstellung, für die Ruhe in Gott angesehen werden: „Mein schweres Aug und Haupt ist von den Sorgen matt; / Und sehnt sich nach der Ruh. Wohlan, ich geb ihr statt!“¹⁷ Erst solche zum Vergleich herangezogene Passagen machen deutlich, daß sich Hallers *Unvollkommenes Gedicht* in aufklärerischen Bahnen bewegt und innerhalb dieser zugleich etwas radikal Neues erreicht.

Ein Gegenstand entzieht sich seiner Versprachlichung

In Hallers Gedicht herrscht ein anderer Eindruck von der Ewigkeit vor als bei Brockes oder Gottsched, und das gleich in den ersten Zeilen. Den Leser überrascht ein Naturbild, das die für die Frühaufklärung typische Naturmetaphorik negiert:

Ihr Wälder! wo kein Licht durch finstre Tannen strahlt
Und sich in jedem Busch die Nacht des Grabes malt;
Ihr holen Felsen dort! wo im Gesträuch verirret
Ein trauriges Geschwärm einsamer Vögel schwirret;
Ihr Bäche! die ihr matt in dürren Angern fließt
Und den verlornen Strom in öde Sümpfe gießt;
Erstorbenes Gefild und Grausen-volle Gründe,
O daß ich doch bei euch des Todes Farben fünde!

¹⁶ Gottsched, Sämtliche Dramen, S. 101f.

¹⁷ Gottsched, Sämtliche Dramen, S. 102.

O nährt mit kaltem Schaur und schwarzem Gram mein Leid!
Seid mir ein Bild der Ewigkeit!¹⁸

In traditioneller Manier aufklärerischer Gedichte wendet sich das lyrische Ich an die Natur, um dort den anschaulichen Beweis des göttlichen Heilsplanes zu finden. Daß diese Suche ins Leere läuft, zeigen zahlreiche Andeutungen in dieser Strophe, nicht zuletzt der Konjunktiv „fünde“, der ein Finden (den konstruktiven Schlußpunkt des Suchens) als unmöglich oder zumindest sehr unwahrscheinlich darstellt. Die imaginierte Landschaft entspricht nicht der planvoll eingerichteten, logisch entzifferbaren Sprache der Natur, dem Topos des *liber naturae*, aus dem Sinn und Tröstung nur herausgelesen werden müssen; hier dominiert vielmehr ein melancholisch¹⁹ geschilderter Totenraum, ein *locus terribilis*. Dabei werden gängige Metaphern der Aufklärung benutzt und diametral umgekehrt: die entworfene Szenerie ist gekennzeichnet von der Abwesenheit des Lichts („wo kein Licht durch finstre Tannen strahlt“) und verneint somit das aufklärerische Symbol schlechthin – die Sonne bzw. das Licht, das durch die Wolken bricht und die Dunkelheit beendet. Der Bach wird ebenfalls ganz anders konnotiert als bei Brockes: als Erscheinung des Versiegens. Die Bilder dieser Strophe assoziieren nicht nur das Absterben alles Lebendigen, sondern vor allem Auflösung und Widersprüchlichkeit: Bach und Strom, oft Sinnbilder von Vitalität oder aber von Tod, sind hier matt und diffus; sie verlieren sich in Sümpfen. Die Heterogenität der einzelnen Bildelemente zeigt desgleichen diesen Auflösungsprozeß und macht die Spannungen in der poetischen Sprache sichtbar: die Vögel, mit denen man Fliegen und Freiheit, zumindest Luft verknüpfen könnte, „schwirre[n]“ erdnah „im Gesträuch“, desgleichen läuft ein Riß durch das Bild „Geschwärm einsamer Vögel“. „Geschwärm“ läßt an eine größere Anzahl denken, die im Adjektiv „einsam[]“ zurückgewiesen wird. Auch die Art, wie das Wasser beschrieben wird, ist widersprüchlich: es bringt nicht Leben und Fruchtbarkeit, sondern Dürre und Öde. Ähnliches gilt für die Antithese von „nähren“ als mütterlicher und Leben spendender Tätigkeit vs. Schwärze, Schauer, „Gram“ und „Leid“. Das lyrische Ich will also von der Natur die unfaßbare Ewigkeit näher erläutert bekommen, um das existentielle Phänomen fassen und abbilden zu können („Seid mir ein Bild der Ewigkeit!“) – und scheitert mit diesem Versuch. Es ist den spannungsvollen Eindrücken und mehrdeutigen Bildern ausgeliefert, die das Unsagbare nicht mehr fixieren können, sondern in sich widersprüchlich und polysem sind.

Das Mißlingen einer Suche nach Sinn und nach der damit verbundenen verbalen Eindeutigkeit dominiert auch die folgenden Strophen; der Aspekt des ewigen Lebens im christlichen Sinne (und somit eine tröstende, sinnstiftende

¹⁸ Alle folgenden Zitate aus Hallers *Unvollkommenem Gedicht* siehe: Haller, Gedichte, S. 150-154.

¹⁹ Zur Melancholie in diesem Gedicht vgl. Haverkamp, Anselm: Kryptische Subjektivität. Archäologie des Lyrisch-Individuellen. In: Frank, Manfred / Haverkamp, Anselm (Hg.): Individualität. München 1988 (= Poetik und Hermeneutik. Bd. 13). S. 347-383. Bes. S. 357-369. Haller selbst spricht von „Empfindsamkeit“ und dem „eignen schwermüthigen Ton und [...] Ernst“ dieser Gedichte; Haller, Gedichte, S. 402.

Komponente von Ewigkeit) fehlt. Statt dessen werden weitere, fehlschlagende Beschreibungsversuche der Ewigkeit aneinandergereiht. Das geschieht beispielsweise mit zu festen Redewendungen geronnenen Bildern und Zitaten („Die Stunde schlägt, der Vorhang fällt“, „sum, quod fuit, fiam, quod erat“). Andere Metaphern machen gerade in ihrer Brüchigkeit die angesichts der Ewigkeit entstehende Verwirrung räumlicher und zeitlicher Kategorisierungen deutlich. So stehen etwa Meer und Quelle im Gedicht leitmotivisch für die Ewigkeit. Beide Bilder sind allerdings antithetisch plaziert: während das Meer das Ziel eines Flusses darstellt und mit Unfaßbarkeit, Auflösung oder Weite konnotiert ist, suggeriert Quelle Ursprung, Anfang und Enge. Damit verbindet das lyrische Ich zudem den Ursprung „von Welten und von Zeiten“, d. h. von jeweils klar umgrenzten lokalen *und* temporalen Sphären, deren Plural freilich über das menschliche Fassungsvermögen hinausgeht. Durch die räumliche und zeitliche Unbestimmtheit der Unendlichkeit jedoch kommt es zu der paradoxen Formulierung „Beständigs Reich der Gegenwart“. Gegenwart kann nach menschlichem Ermessen nur als kleinste Zeiteinheit gesehen werden, die soeben noch zukünftig war und sogleich vergangen sein wird. Dieser naturwissenschaftlich konstruierbare und bloß vage erlebbare Zeitpunkt wird angesichts der immensen Ausmaße der Ewigkeit zum endlosen Zeitraum; die Einteilungen in Vergangenheit und Zukunft, Vergehen („Asche“) und Werden („Keim“) erübrigen sich. Das lyrische Ich versucht dennoch mit physikalischem und in manchem mythischem Instrumentarium die Dauer auszumessen: naturwissenschaftliche Größen, wie die Licht- und Schallgeschwindigkeit, stehen neben philosophisch-poetischen („Die schnellen Schwingen der Gedanken“) oder der Poetisierung einer mathematischen Formel.²⁰ Die Unendlichkeit ist trotzdem weder faßbar noch teilbar („und du liegst ganz vor mir“). Sowohl das kleine, vom Menschen geschaffene Meßinstrument der Uhr als auch das riesige, natürliche der Sonne (Haller spielt hier auf das heliozentrische Weltbild an)²¹ kapituliert vor ihr. Selbst die in Navigation sowie Astronomie und Astrologie als Fixpunkte benutzten Sterne bieten keine Hilfe mehr: ihre statische Beständigkeit wandelt sich in Dynamik, die

²⁰ Folgende Verse spielen auf eine Formel Bernoullis an, den Haller kannte: „Ich häufe ungeheure Zahlen, / Gebürge Millionen auf; / Ich welze Zeit auf Zeit und Welt auf Welten hin, / Und wann ich auf der March des endlichen nun bin / Und von der fürchterlichen Höhe / Mit Schwindeln wieder nach dir sehe, / Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend Malen, / Noch nicht ein Theil von dir; / Ich tilge sie, und du liegst ganz vor mir.“

Vgl. Richter, Karl: Literatur und Naturwissenschaft. Eine Studie zur Lyrik der Aufklärung. München 1972 (= Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste. Texte und Abhandlungen. Bd. 19). S. 86ff.; Stäuble, Eduard: Albrecht von Haller – der Dichter zwischen den Zeiten. Versuch einer stilkritischen und geistesgeschichtlichen Interpretation seines *Unvollkommenen Gedichts über die Ewigkeit*. In: Der Deutschunterricht. Beiträge zu seiner Praxis und wissenschaftlichen Grundlegung. Jg. 8 (1956). Nr. 5: Dichtung des 18. Jahrhunderts I. S. 5-23. Bes. S. 14f.; Guthke, Karl S.: Der Sinn der Frage ohne Antwort. Zu Hallers Ode über die Ewigkeit. In: Richter, Karl (Hg.): Gedichte und Interpretationen. Bd. 2: Aufklärung und Sturm und Drang. Stuttgart 1983. S. 72-86. Bes. S. 77.

²¹ Zu weiteren naturwissenschaftlichen Implikationen dieser Strophe vgl. Richter, Literatur und Naturwissenschaft, S. 85ff.

Unvergänglichkeit von „Angelstern und Wagen“ wird mit dem Welken einer Rose verglichen. Alle Versuche, das Phänomen „Ewigkeit“ erkennen und benennen zu können, scheitern, auch wenn man in den Versen „Der Sterne stille Majestät, / Die uns zum Ziel befestigt steht“ leichte Anklänge an eine Kosmosinterpretation wie die von Brockes erkennen könnte: die „Majestät“ der Sterne ist der Zielpunkt des Menschen und wurde von einer (hier bewußt ausgesparten) Instanz mit einem möglichen Sinn installiert. Das berührt die im Gedicht gestellte Frage nach der Schöpfung – im christlichen oder naturwissenschaftlichen Sinn.

Woher kommt der Mensch? Wohin geht er? Und: wie läßt sich diese Reise in
Worte fassen?

Noch bevor die christliche Schöpfungsgeschichte mit „Es werde Licht“ einsetzt, noch bevor sich die naturwissenschaftlich meßbare Konstante der Schwerkraft herausbildet, existiert die Ewigkeit; aus dem „Unding“, dem Chaos entsteht nur für begrenzte Zeit und begrenzten Raum die Ordnung, um schließlich wieder dem Chaos, dem „Unding“ zu weichen:

Als mit dem Unding noch das neue Wesen rung
Und, kaum noch reif, die Welt sich aus dem Abgrund schwung,
Eh als das schwere noch den Weg zum Fall gelernet
Und auf die Nacht des alten nichts
Sich goß der erste Strom des Lichts,
Warst du, so weit als itzt, von deinem Quell entfernt.
Und wann ein zweites nichts wird diese Welt begraben,
Wann von dem alles selbst nichts bleibt als die Stelle,
Wann mancher Himmel noch, von andern Sternen helle,
Wird seinen Lauf vollendet haben,
Wirst du so jung als jetzt, von deinem Tod gleich weit,
Gleich ewig künftig sein, wie heut.

Ein eigendynamischer Prozeß läuft ab, der nicht von einer christlichen Schöpferinstanz beeinflusst wird; ebensowenig greifen naturwissenschaftliche Evolutionstheorien. Ein Phänomen wird zu beschreiben versucht, vor dem religiöse und empirische Interpretationen, menschliche Bezugssysteme und auch sprachliche Fixierungsbemühungen versagen. Neben möglicher Faszination bleiben Schauer und „Schwindel[]“. Und genau an dieser Stelle geht ein Bruch durch das Gedicht; der Horror vacui wird zu groß, jedenfalls gelangt das lyrische Ich mit einem überraschenden Sprung auf den Pfad der Religion zurück: „O Gott! du bist allein des Alles Grund!“ Das und auch die folgenden Verse könnten tendenziell in etlichen Werken der Aufklärung, so etwa bei Brockes, stehen. Gott wird als „Grund“ „des Alles“ benannt; sprachlich herrscht Eindeutigkeit. Beides steht in eklatantem Widerspruch zu dem vorher in Hallers *Unvollkommenem Gedicht* Gesagten. Die bislang vieldeutigen Bilder werden auf eine Bezugsgröße

reduziert: Gott ist nun die Sonne und das Maß der Zeit – die „christliche Welt- und Gottesvorstellung ist salviert.“²² Auf dem Höhepunkt dieser Lobpreisung schlägt die Argumentation jedoch erneut um: in vorsichtigem Gedankenexperiment wird erfragt, was geschieht, sobald Gottes Befestigung und Ordnung gewährleistende „Kräfte sinken“. Dann wird das soeben Erahnte Realität, mehr noch: das Nichts verschlingt alles Gestaltete, selbst die Ewigkeit. Auch sprachlich wird die gerade mühsam hergestellte Eindeutigkeit gesprengt, das polyseme Verweissystem von verbalen Defintionsversuchung und widersprüchlichen Bildern bestimmt den Text erneut. Auf die angedeutete Frage nach dem ‚Was wäre, wenn...?‘ wird keine Antwort gegeben.²³

Diese Heteronomie des Glaubens an eine sinnvolle Weltordnung wie an eine diese abbildende Sprache einerseits und des Horror vacui und Sprachzweifels andererseits durchzieht auch die letzten Strophen des Gedichts, deren Kernstück die Darstellung des menschlichen „Lebenslaufs“ ist. Hier wird zunächst die aufklärerische Variante des Schöpfungsberichts (im Gegensatz zur religiösen oder naturwissenschaftlichen These vorher) entworfen: der Prozeß der Entwicklung hin zum Höheren, und zwar die Evolution des einzelnen von der Zeugung zur Mannesreife²⁴ und gleichzeitig die der Menschheit im ganzen. Das erste Stadium bezeichnet einen unbewußten, nicht mit sich selbst identischen Zustand, der eines Anstoßes von außen bedarf, um zum Ich zu werden; dieser Impuls geht vom göttlichen Logos aus. Der nun folgende ‚pflanzenähnliche‘ Bewußtseinszustand („Zuerst war ich ein Kraut“) entwickelt sich zu dem des Tieres, ohne konstruktive Sinneswahrnehmungen, ohne Erkenntnis, jedoch bestimmt von Empfindungen. Der im Menschen liegende innere Trieb nach Vervollkommnung arbeitet nach dem Nützlichkeitsprinzip daran, Körper und Geist zum Mittel der Welteroberung zu perfektionieren. Die Stufenleiter führt hierbei über Bewegung und Sprache hin zur geistigen Entwicklung. Der Geist ergreift prüfend Macht über die körperliche Kraft – das alles bestimmt die beschriebene Zwischenexistenz, das „Mittelding von Engeln und von Vieh“, wie es in *Über den Ursprung des Übels* heißt. Die Erkenntnis erweitert sich nun stetig durch staunend-empirische Beobachtung („Ich starrte jedes Ding als fremde Wunder an“), durch den Umgang mit temporalen Sphären („sah vor und hinter heute“), durch rationale Kategorisierung („maß, rechnete, verglich“), durch Empfindung („erwählte, liebte, scheute“) und nicht zuletzt durch Irrtum („Ich irrte, fehlte“).

²² Guthke, *Der Sinn der Frage ohne Antwort*, S. 80.

²³ Vgl. Guthke, *Der Sinn der Frage ohne Antwort*, S. 82. – Vielmehr wird wiederum eine Kurskorrektur vorgenommen. Erneut ein Lobpreis Gottes, und zwar mit konventionellen sprachlichen Mitteln: die Größe des Herrn und die Winzigkeit des Menschen werden nicht zuletzt durch die traditionelle Wurm- und Sandkorn-Metapher des Barock evoziert. Desgleichen greift das lyrische Ich zu bereits von ihm gebrauchten Bildern, aber vereindeutigt sie und integriert sie in den konventionellen Rahmen: die Zeitkategorien „gestern“, „morgen“, „Mittag“, das „halb gereifte[]“, ja selbst die Dichotomie von Nichts und Wesen.

²⁴ Vgl. die Anmerkung in: Haller, *Gedichte*, S. 154.

Auf dem Höhepunkt menschlicher Entwicklung, im Alter des Erwachsenen („und ward ein Mann!“), bricht die Lobpreisung des natürlichen Perfektionsstrebens abrupt ab. Haller hat hier erst 1748²⁵ die Schlußverse angeschlossen:

Itzt fühlet schon mein Leib die Näherung des nichts!
Des Lebens lange Last erdrückt die müden Glieder;
Die Freude flieht von mir mit flatterndem Gefieder
Der Sorgen-freien Jugend zu.
Mein Eckel, der sich mehrt, verstellt den Reiz des Lichts
Und streuet auf die Welt den Hoffnungs-losen Schatten;
Ich fühle meinen Geist in jeder Zeil ermatten
Und keinen Trieb, als nach der Ruh!

Der soeben noch vorherrschende „Trieb“, die „Kraft“ und die sinnvolle Einrichtung des Lebens werden dem Bereich der „Jugend“ zugewiesen und für das lyrische Ich zurückgenommen im Bild der müden Glieder, die von einer übermächtigen Last erdrückt werden. Die aufstrebende Bewegung in den Versen vorher wird konterkariert in dem einzig wachsenden Lebenskel,²⁶ was die zunächst postulierte Perfektibilität des Menschen relativiert. Der einst die Welt erschließende Geist ermattet – „in jeder Zeil“, durch den Akt des Schreibens, den gescheiterten Prozeß sprachlicher Fixierungen. Nun ist kein Trieb zu fühlen, nur der nach Ruhe. Was diese „Ruh!“ bedeutet, kann nicht eindeutig benannt werden, das Gedicht endet vielmehr erneut in Vieldeutigkeit. Der Wunsch nach Ruhe impliziert natürlich die Todesverfallenheit des Menschen, das im Gedicht angesprochene Verschlungen-Werden durch das Nichts. Auch sah man darin Hallers Ideal der Gemütsruhe, die im Gegensatz dazu steht, was sein Leben sonst bestimmte: Wissensdurst,²⁷ Getrieben-Sein und Ohnmacht angesichts mehrerer Schicksalsschläge. Bei diesem biographischen Ansatz müßte noch ergänzt werden, daß in den Mariane-Gedichten Hallers verstorbene Frau zu einer Ikone der Ruhe stilisiert wird: sie verkörpert „Gelassenheit“, „sanfte Stille“ und „Ruh“.²⁸ Ähnliches findet sich auch in dem Gedicht *Über den Tod seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth Bucher*.²⁹ Einer ausschließlich religiösen Deutung³⁰ dieser

²⁵ Vgl. Richter, Literatur und Naturwissenschaft, S. 101.

²⁶ Vgl. zu möglichen literarischen und biographischen Quellen dieses Ekels: Ischer, Anna: Albrecht v. Haller und das klassische Altertum. Bern 1928 (= Sprache und Dichtung. Forschungen zur Sprach- und Literaturwissenschaft. Bd. 41). S. 201f.

²⁷ Guthke schildert Haller als faustischen Menschen, der in seinen Werken (etwa den *Alpen*) immer wieder ein antifaustisches Idyll der „Gemütsruhe“ und Selbstgenügsamkeit entwerfe. Guthke, Karl S.: Zwischen Theologie und Naturwissenschaft. In: Guthke, Karl S.: Die Entdeckung des Ich. Studien zur Literatur. Tübingen / Basel 1993 (= Edition Orpheus. Beiträge zur deutschen und vergleichenden Literaturwissenschaft. Bd. 8). S. 77-119.

²⁸ Haller, Gedichte, S. 159, 161 und 164.

²⁹ Vgl. Haller, Gedichte, S. 184ff.

³⁰ Vgl. Fehr, Die Welt der Erfahrung und des Glaubens in der Dichtung Albrecht von Hallers, S. 21f.: „Am Ende steht vielmehr das Nichts, aber ein Nichts, das wie jegliches Sein und Werden im Urgrund einer schlechthin unfaßbaren transzendenten Gottheit ruht und das, weil es in diesem ewigen Sein eingebettet ist, nichts Erschütterndes und Tragisches in sich enthält. Damit hat hier ein Mensch von hellstichtigstem Verstand aus der Erschütterung des Todeserleb-

„Ruh!“ ist aber zu widersprechen: die gesamte Struktur des Textes arbeitet einem Schlußpunkt im Sinne von der Ruhe in Gott entgegen. Eine weitere Interpretation bietet sich hingegen an, ohne die bewußte Vieldeutigkeit des letzten Verses unzulässig reduzieren zu wollen. Das Gedicht ist, wie gezeigt wurde, bestimmt von einer zunehmenden Skepsis gegenüber der Sprache. Somit kann die Sehnsucht nach Ruhe auch eine Sehnsucht nach Stille, Stummheit, Sprachlosigkeit mitmeinen – einen utopischen Zustand, in dem es keine Verständigungsdifferenzen und Vieldeutigkeiten mehr gibt und der nicht geprägt ist von zermürenden Bemühungen um das treffende Wort. Solche quälenden Versuche spiegelt das Gedicht beeindruckend wider; am Ende steht das Verlangen nach einem Ideal, das alle vorhergehenden verbalen Annäherungen unnötig macht. Schließlich gehört diese Strophe auch zu den letzten Versen, die Haller je geschrieben hat. Konsequenter ist er danach tatsächlich – zumindest was den Kernbereich poetischen Sprechens, die Lyrik, angeht – verstummt.

Betrachtet man das ganze Gedicht, so erkennt man schnell dessen auf moderne Darstellungstechniken vorausweisenden Fragmentarismus und seine Heterogenität. Eine klare, teleologische Konzeption fehlt. Mehrfach stellt der Text die Frage nach der Ewigkeit und dem Nichts, und schnell findet er darauf eine theologisch sanktionierte Antwort – zu schnell, denn sogleich werden diese Hinweise auf eine göttliche Ordnung wehmütig verworfen. Durch das Gedicht verläuft also ein Bruch: zwischen der Hoffnung auf die von Gott sinnvoll eingerichtete Schöpfung, dargestellt in gängigen, zitathaft verwendeten Topoi, einerseits und der Empfindung von Sinn- und Orientierungslosigkeit andererseits, die sich in der Negation und Polysemie dieser Topoi äußert. Dem Leser gelingt es ebensowenig, eine eindeutige Linie oder klare Aussage des Textes zu abstrahieren, vielmehr wird er Zeuge diverser Beschreibungsversuche, die ins Leere laufen: philosophische, mythische, naturwissenschaftliche und religiöse Wege werden beschritten, um sich dem Thema zu nähern; sie führen alle nicht ans Ziel. Auch mit der Sprache ist einem Phänomen wie der Ewigkeit nicht mehr beizukommen. An die Stelle des aufklärerischen wie religiösen Vertrauens auf die Vernunft, den Glauben und das Wort als Faktoren, die die Welt erklären und bewältigen können, ist der umfassende Zweifel getreten, der von der Aufklärung zwar implantiert wurde, sich jedoch nun gegen deren Postulate richtet. Hallers *Unvollkommenes Gedicht* macht seismographisch massive Bewegungen sichtbar:³¹ es nimmt die Krise der Aufklärung wie der Vernunft vorweg, wie sie einige

nisses und aus einer nachweislich depressiven Grundveranlagung einen Weg zur Geborgenheit in der Gottesschau gesucht.“

³¹ „So beginnt mit Haller die dunkle Gegenstimme, die diesem Jahrhundert des Selbstvertrauens erst seinen polyphonen Charakter gibt“; Elschenbroich, Adalbert: Nachwort. In: Haller, Albrecht von: Die Alpen und andere Gedichte. Stuttgart 1965 (= Universal-Bibliothek. Bd. 8963). S. 87-118. Bes. S. 91. Oder: „Haller gehört zu den Erscheinungen zwischen den Zeiten. Er war Erbe und Vorläufer zugleich“; Kohlschmidt, Werner: Hallers Gedichte und die Tradition. In: Kohlschmidt, Werner: Dichter, Tradition und Zeitgeist. Gesammelte Studien zur Literaturgeschichte. Bern / München 1965. S. 206-221. Bes. S. 221.

Jahrzehnte später ausbricht; sie ist bei Haller und auch bei der nachfolgenden Generation von Schriftstellern wie Goethe, Schiller, Kleist und den Frühromantikern aufs engste mit einer Skepsis in bezug auf die Sprache und deren Wirkungsmöglichkeiten verbunden, und so sah selbst Kant in Hallers *Unvollkommenem Gedicht über die Ewigkeit*, angeblich seinem „Lieblingsgedicht“,³² den darin sich auftuenden „Abgrund für die menschliche Vernunft“.³³

³² Haverkamp, *Kryptische Subjektivität*, S. 362.

³³ Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft*. Wiesbaden 1956 (= Immanuel Kant. Werke in sechs Bänden. Hg. von Wilhelm Weischedel. Bd. 2). S. 543.